
Hans-Ulrich Treichel

Hans-Ulrich Treichel, geboren am 12. 8. 1952 in Versmold/Westfalen. Studierte Germanistik, Politologie und Philosophie an der Freien Universität Berlin; 1983 Promotion mit einer Arbeit über Wolfgang Koeppen; 1993 Habilitation. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Freien Universität Berlin (1985–1991), Lektor für deutsche Sprache an der Universität Salerno (1981/82) und der Scuola Normale Superiore in Pisa (1984/85). Seit 1995 Professor für Deutsche Literatur am Deutschen Literaturinstitut der Universität Leipzig. Im Wintersemester 1999/2000 übernahm er die Frankfurter Poetik-Dozentur.

* 12. August 1952

von Thomas Schaefer

Preise

Preise: Leonce-und-Lena-Preis (1985); Villa-Massimo-Stipendium (1988); Förderpreis des Bremer Literaturpreises (1993) für „Von Leib und Seele“; Margarete-Schrader-Preis für Literatur (2003); Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis (2003); Preis vom „Verlag für Volksliteratur“, China (2003), für den besten ausländischen Roman (für „Der irdische Amor“); Hermann-Hesse-Preis (2005); Eichendorff-Literaturpreis (2006); Preis der Frankfurter Anthologie (2007).

Essay

Die Schlagworte, die in den 1980er Jahren kursierten und die geistig-kulturellen Strömungen zu charakterisieren und einzuordnen versuchten – „Pluralismus“, „Neue Unübersichtlichkeit“, vor allem „Postmoderne“ –, häufig vage Begriffe, wurden in besonderem Maß für die Lyrik geltend gemacht. Nach der Proklamation des Todes der Lyrik in den 1960er Jahren, nach der Dominanz einer formabgewandten Lyrik in den 1970ern – sie stand unter dem Etikett der Gebrauchs- oder Verständigungslyrik und diente einer „Neuen Innerlichkeit“ sowie als Folie der politischen Resignation und der „Wende zum Ich“ –, finden sich für die 1980er Jahre keine dominierenden Trends, außer dem des „anything goes“.

Für diese Situation, die einerseits Orientierungslosigkeit, andererseits ein Höchstmaß an künstlerischer Freiheit bedeutete, hat die Lyrik des 1952 geborenen Hans-Ulrich Treichel geradezu Modellcharakter. Nach der Publikation einiger Gedichtbände in kleineren Verlagen gelang Treichel Mitte der 1980er Jahre der Durchbruch; er veröffentlichte drei vielbeachtete Lyrikbände: 1986 „Liebe Not“, 1990 „Seit Tagen kein Wunder“, 1994 „Der einzige Gast“. Es handelt sich um Gedichte, die Elemente der „Postmoderne“ in Reinkultur aufweisen: Treichel praktiziert in seiner Lyrik das, was am sichtbarsten in der Architektur der 1980er Jahre offenbar wird: das Aufgreifen

traditioneller Elemente, die verspielt oder fassadenhaft adaptiert werden. In der Lyrik bedeutet dies auch den Rückgriff auf klassische Stilmittel, eine Renaissance von Reim und Metrik – bis hin zur Wiederbelebung totgesagter Formen wie dem Sonett.

Das Prinzip des „Alles ist möglich“ ist der formale rote Faden in Treichels Lyrik: Das reimlose, parlierende Gedicht in der Tradition Gottfried Benns findet sich ebenso wie das strenge Metrum und Strophenschema scheinbar überkommener Formen. Allerdings kommt es bei Treichel nicht zur plumpen Adaption, stets ist der Umgang mit den vorgefundenen Formen sehr bewusst: „In mir ruhen die Toten nicht. / (...) Was mir aus den Taschen fällt, / reicht nicht aus für mein / Menschengesicht“ heißt es programmatisch in dem Gedicht „Nachkomme“ (in: „Seit Tagen“). Häufig ist der Umgang ironisch gebrochen, das Gedicht soll „das Kunstvolle der Kunst (...) betonen“ (Peter Demetz) – ohne allerdings hermetisch, kryptisch oder experimentell zu sein. Das Bedürfnis nach Verständigung steht im Vordergrund.

Auf diese Weise entsteht ein spezifischer Treichel-Sound, der sich vor allem in den streng komponierten Reimgedichten durchsetzt, wobei Treichel gelegentlich der Verführung eines eingängigen, allzu glatten und lässigen Rhythmus unterliegt. In den nicht wenigen geglückten Gedichten aber spielt Treichel virtuos mit Assoziationen und Binnenreim und erreicht ein Höchstmaß an pointierter Schlichtheit, Kunstfertigkeit und Musikalität, die gelegentlich an Peter Rühmkorf erinnert: „Warum ich so schnell deine Lippen berührte? / Ich weiß nur: Der Mensch ist ein sterbliches Tier. / Ein Tier, das ein anderes spürte. / (Im Himmel ist niemand. Darum sind wir hier.)“ („Fragen“, in: „Seit Tagen“)

Das Arbeiten mit Vorbildern wird in vielen Fällen schon in den Titeln der Gedichte transparent: „Benn“, „Über den Sonetteschreiber Brecht“, „César Vallejo“, „Heines Grabgesang“, „Jakob Lenz“, „Woyzecks Nachtlid“ heißen Gedichte des Zyklus „Noch ist alles möglich“ aus dem Band „Seit Tagen kein Wunder“. Sie zeigen den Treichel prägenden Kosmos, dessen Fixsterne Heine, Brecht und Benn sind, Tucholsky, Eich und Kästner. Oft verbergen sich die Verwandtschaftsbeziehungen hinter Anspielungen in Gedichten und Titeln – vor allem auf Brecht: „In mir habt ihr / einen, wie gehabt“ („Nur nach Vereinbarung“, in: „Liebe Not“), „Der Himmel / ist so ungeheuer oben: das / hör ich immer wieder gern“ („Vom Wetter“, ebd.); aber auch auf Rilke – „Wer, wenn ich schrie, / wischte mir denn / den Schweiß von der Stirn“ („Variationen über Kain“, in: „Seit Tagen“) – oder die expressionistische Großstadtlyrik des Jakob van Hoddis: „Ein paar Ruinen noch – der Rest ist nur Reklame / Verkabelt und vernetzt und sonnenklar / Ein Werbefotograf brüllt: Großaufnahme / Prometheus rührt die Fernsehsuppe gar“ („Mythos Berlin 1987“, ebd.). Zum Teil vollzieht sich diese Annäherung in parodistischer Form, etwa im Falle „Benn“ (ebd.): „In so vielen Formen zu Hause / In so vielen Lagen vakant / Meist Bier und gelegentlich Brause / Und immer bei klarem Verstand“. Die Kritik hat diesem Verfahren zwar große handwerkliche Souveränität attestiert, aber auch Unmündigkeit und Unoriginalität moniert und Unfähigkeit zu eigenem Stil unterstellt.

Lakonie, „zarte Melancholie“ (Harald Hartung), Skepsis gegenüber der gesellschaftlichen Entwicklung und den Glücks- und Entfaltungsmöglichkeiten des Einzelnen prägen die Texte, die sich von der unmittelbaren Subjektivität der siebziger Jahre durch distanzierte Beobachtung und Ironie absetzen. Dem

Leiden unter den Defekten des Lebens und der Sehnsucht nach unmittelbaren Gefühlen und Wärme steht eine Illusionslosigkeit gegenüber, die den Gedichten etwas Sprödes verleiht.

Die Skepsis bezieht sich nicht nur auf politische Perspektiven; an die Stelle politischer Zukunftsentwürfe ist zynische Resignation getreten: „der Staat, / den ich im Fernsehen / sehe, ist gut zu mir, / weil ich gut zu ihm / bin, lebenslange / Amnestie, die ich / mir durch Nichtstun / verdiene“ („Meine Ordnung“, in: „Seit Tagen“). Auch die Realisierung privater Glücksansprüche ist von Resignation abgelöst worden: „Keine großen Sprünge / mehr, nur noch große Löcher“ („Türen vernageln“, in: „Liebe Not“). Entsprechend werden auch die Möglichkeiten der Sprache skeptisch eingeschätzt. Allein das leidende und zweifelnde Ich gewährt – wenn auch mit der eigenen Minderwertigkeit kokettierend – noch ein Minimum an Zuverlässigkeit: „Ich bin es, immerhin, der hier / auf diesem gutgeleiteten Stuhl den / viel zu langen Tag verbringt und / schlechtgereimte Lieder pfeift“ („Ich bin es, immerhin“, ebd.) und läßt trotzige Hoffnung zu: „Ich schwebe noch immer knapp / über dem Gehsteig. Auch wenn ich / zuweilen die Pfützen berühre: / Mein Himmel ist nah.“ („Mein Himmel“, in: „Seit Tagen“). Die Verführung durch den Sprachfluß und die Koketterie gleiten freilich hin und wieder in ein allzu eingängiges Pathos, sentimentale Larmoyanz und „kommode Keßheit“ (Erhard Schütz) ab.

Liebe – ein klassisches Sujet der Lyrik – wird als abwesend erfahren, als entweder ersehntes oder verlorengegangenes Glück, als „Schöner Traum“ gesehen. Gibt es sie doch, so wird sie von Entfremdung, Verstörung, Sprachlosigkeit geprägt: „Wir haben uns flüchtig gestreift. / (...) Wir sollten es dabei belassen. / Ein Hauch ist fast wie ein Kuß. / Sich lieben heißt auch sich verpassen. / Auf andere Art. Und Schluß.“ („Einsicht“, ebd.).

Der Verlust von Identität und Lebensintensität (sogar die Hölle ist ihm „nur lau“) wird aber auch bei anderen Gelegenheiten empfunden: auf Reisen, in der Erinnerung an die beklemmende Kindheit und die Familie, vor allem den dominanten Vater, in der bedrückenden Atmosphäre der westfälischen Provinz sowie der Anonymität der Metropolen. Dezidiert politisch artikuliert sich Treichels Lyrik nicht, doch sind die Deformationen, von denen das lyrische Ich berichtet, durchaus politisch begründet angesichts „von zerstobenen Hoffnungen und der Ratlosigkeit gegenüber einer Ellbogengesellschaft, die ihr Vakuum an Werten als Pluralismus tarnt“ (Hans Christian Kosler). Daß das dem Autor bewußt ist, wird in den Gedichten des Bandes „Der einzige Gast“ (1994) am deutlichsten, in denen vor allem die Entwicklung des wiedervereinigten Berlin zu einer sarkastischen Bitternis in Treichels Lyrik führt, die bis dahin hinter verspielter Ironie verborgen blieb: „Aufs Rad! In die Bahn! / Alle Grenzen offen / (...) Und dieser Verfall. / Phantastisch. / Potsdam zum Beispiel, / von Brandenburg/gar nicht zu reden. / Nichts wie hin, Freunde. / Immer flach geatmet / und durch!“ („Umland“). Die Erfahrung der Wiedervereinigung war allerdings schon in „Seit Tagen kein Wunder“ ein Thema, wenn Treichel im Heine-Ton konstatierte: „Alles eins nur ich gespalten / Dies mein Herz und das mein Hirn / Deutschland Deutschland unter anderem / Bröckelt deine Denkerstirn“ („Am Brandenburger Tor“).

Nicht nur aufgrund des sarkastischen Tons markiert „Der einzige Gast“ eine Zäsur. Treichel mag bewußt geworden sein, daß er einen Endpunkt und eine Grenze erreicht hatte, seine Sprache allenfalls zu Wiederholung, routiniertem

Weiterspinnen und immer neuen Variationen führen würde. Vor allem aber ließ sich die ernüchternde Welterfahrung des lyrischen Subjekts nicht länger plausibel im Gedicht verarbeiten. Die Gedichte sind kürzer geworden, ziehen knapp, fast mürrisch Bilanz: „Es ist gut es ist vorbei / es ist gut daß es vorbei ist / der Sozialismus die Raupenplage / die Wanzen der Urknall“ („Moderne Zeiten“). „Von der Treue der Worte“ träumt der Autor nicht mehr: „Kürzlich fiel mir / Camus vor die Füße. Mein Gott, / was für Zeiten, als alles / noch sinnlos war“ („Rückfall“).

Es ist konsequent, daß sich Treichel mit „Der einzige Gast“ zunächst von der Lyrik verabschiedete. Bereits 1992 war „Von Leib und Seele“ erschienen, der erste Band mit erzählender Kurzprosa, die für die bekannten Gemütslagen und Verfassungen in Treichels Texten neue Ausdrucksmöglichkeiten suchte. Dieser neue Ton entwickelte sich über den Prosaband „Heimatkunde“ (1996) bis zum ersten umfangreichen Prosatext „Der Verlorene“ (1998) kunstfertig weiter und führte dazu, daß der bislang eher am Rande wahrgenommene Autor von Kritik und Publikum gleichermaßen gefeiert wurde.

In einem lockeren Reigen versammeln „Von Leib und Seele“ und „Heimatkunde“ – mit programmatischem Understatement als „Berichte“ bzw. „Besichtigungen“ untertitelt – weitgehend biographisch motivierte Episoden eines Ich-Erzählers, dessen Leben von Niederlagen bestimmt ist. Ein Hauptthema ist das Heranwachsen in einer westfälischen Kleinstadt, hinter der sich offenkundig Treichels Heimatort Versmold verbirgt. Auch die immer wiederkehrende Familienkonstellation ist biographisch grundiert: Die Eltern sind als Heimatvertriebene in den Ort gekommen, in dem sie nicht heimisch wurden. Der Vater ist ein auf den beruflichen Aufstieg fixierter Einzelhändler, die Mutter eine sprachlose, emotional erstarrte Frau. Vor diesem Hintergrund aufzuwachsen bedeutet Einsamkeit, emotionale Verkümmern, psychische und somatische Defekte, die das weitere Leben bestimmen. Berufliche Anläufe, Auslandsaufenthalte als Lehrbeauftragter in Italien und Polen, die satirische Leidensgeschichte als Patient der Psychotherapie, Szenen aus dem Literaturbetrieb und dem genüßlich parodierten germanistischen Wissenschaftsbetrieb: Treichel referiert eine Kette grotesker Niederlagen, deren Schlußfolgerung (der des Lyrikers Treichel folgend) darin besteht, das eigene Leben „vorerst auf die eigenen Schultern zu nehmen“. In einem sowohl formalen als auch inhaltlichen Bruch wird der Band „Heimatkunde“ mit einer Reihe von Reiseimpressionen abgeschlossen.

Aus kühler Distanz und sehr genau beobachtet Treichel Figuren und Milieus, den von seinem Schicksal scheinbar unbeteiligt berichtenden Ich-Erzähler inbegriffen. Das Mittel dieser letztlich therapeutischen Distanz ist die Beleuchtung gerade der komischen Seiten von im Grunde tragischen und trostlosen Verhältnissen. Mit Ironie und Sarkasmus schildert Treichel einen neurotischen Charakter, dessen Leben eine Folge absurder Verwicklungen und Demütigungen ist – vor dem Hintergrund einer kranken Gesellschaft, die ausschließlich neurotische Verhaltensweisen und deformierte Menschen hervorbringt. Treichels rhapsodische, sich in Wiederholungen schraubende Sprache und Endlossyntax ist zwar immer wieder mit der Prosa Thomas Bernhards verglichen worden; aber die Mischung aus kalter Beobachtung und komischer Brechung und der Umgang mit literarischen Vorbildern produziert einen unverwechselbaren Stil. Obwohl die Kritik Treichels Prosa durchgehend positiv beurteilte, wurde er als „einer der wenigen komischen Autoren, die wir

derzeit haben“ (Wilhelm Genazino), von einem breiten Publikum bis zu diesem Zeitpunkt nicht erkannt.

Das änderte sich 1998 mit „Der Verlorene“, der ersten längeren Prosaarbeit Treichels. Wieder sind autobiographische Prägungen bestimmend. Treichel hatte einen älteren Bruder, der auf der Flucht verschollen ist. Anders als in der Erzählung mitgeteilt, hat Treichel von der Existenz dieses Bruders erst wenige Jahre vor dem Tod der Mutter und der Niederschrift des „Verlorenen“ erfahren; den Text hat er nach Selbstaussagen als „Variante“ des wahren Geschehens zur eigenen „Beruhigung“ geschrieben.

Der Ich-Erzähler wächst als Einzelkind in einer westfälischen Kleinstadt unter bedrückenden Umständen auf. Die Eltern haben als Flüchtlinge aus Ostpreußen in ihrer neuen Heimat kaum Fuß fassen können. Der Vater, dessen sprachliche „Mitteilungen nichts anderes als immer neue Arbeitsanweisungen“ sind, widmet sein Leben dem beruflichen Aufstieg vom Schlachter zum Großhändler für Fleisch- und Wurstwaren. Die Mutter ist eine gefühlskalte Frau, prüde und devot, hauptsächlich damit beschäftigt, „sich im Haus zu schaffen zu machen“. Sprach- und Gefühllosigkeit prägen die Kindheit des Erzählers. Mittelpunkt und geheimer Zusammenhalt der Familie ist Arnold, der „verlorene Sohn“. Auf der Flucht vor „dem Russen“ kam Arnold seinen Eltern unter makabren Umständen „abhanden“. Nach dem Krieg unternehmen die Eltern alles, um ihn wiederzufinden. Ein in den Suchlisten des Roten Kreuzes geführtes Findelkind Nr.2307 meinen sie als Arnold identifiziert zu haben. Mit Hilfe diverser medizinischer und juristischer Gutachten versuchen sie vergeblich, das Findelkind als Sohn zugesprochen zu bekommen. Der Tod des Vaters und die Resignation der Mutter stehen am Ende der Erzählung.

Die präzise nachempfundene Atmosphäre des Kleinstadtlebens und der kleinbürgerlichen Nachkriegsfamilie zeigen ein Modellbeispiel für das Deutschland der fünfziger Jahre. Treichel hat dabei als einer der wenigen deutschsprachigen Autoren das Thema Flucht und Vertreibung literarisch verarbeitet und als ein wesentliches Motiv für die Entstehung der deutschen Nachkriegsmentalität erkannt. So gelingt ihm ein „Panorama deutscher Trivialitäten und Platitüden“ (Gerhard Schulz), bei dem private Erfahrungen allgemeingültige Objektivität erlangen: Kommunikationslosigkeit, Vergangenheitsverdrängung, das Aufwachsen „in einer von Schuld und Scham vergifteten Atmosphäre“, das Buckeln für Wohlstand und sozialen Aufstieg, das Verdrängen unerfüllter Lebensträume. Vor diesem Hintergrund ist das Heranwachsen des Erzählers von Deformationen und Einsamkeit geprägt. Arnold, der Verlorene, ist für die Eltern Chiffre für versäumtes und ersehntes Leben, für den Erzähler Symbol dessen, was ihm an Zuwendung versagt wird. Mit psychosomatischen Anfällen sublimiert er seine Einsamkeit. Der erwachsene Erzähler – und Autor? – kann sich der Sprache bedienen, um immer wieder seine Leiden zu benennen und mit der Hinterhältigkeit eines Oskar Matzerath die Tristesse der Erwachsenenwelt zu entlarven. Leid und Tragik des Stoffes werden durch Sarkasmus und Ironie gebrochen. Der Umstand, daß die Mutter von Russen vergewaltigt wurde, wird behutsam angedeutet. Gefühle werden nicht explizit genannt, die Figuren nicht bloßgestellt; sie entlarven sich durch ihr Reden. Stärker noch als in den Prosabänden tendiert „Der Verlorene“ zu einer dem Slapstick nicht abgeneigten Satire, etwa auf Wissenschaft, Medizin und jegliches Expertentum, dessen Jargon Treichel parodiert.

Das Changieren zwischen komischer Posse und geschildertem Leid macht Treichels Texte abgründig und subversiv. Zwischen Tragödie und bloßer Satire wählt er den distanzierten Mittelweg schwarzen Humors, dem eines Woody Allen oder Herbert Achternbusch verwandt. Dessen These, die einzige Freiheit eines Verzweifelten bestehe darin, komisch zu sein, scheint für Hans-Ulrich Treichel geradezu Programm zu sein – ein Programm, das Treichel in den folgenden Arbeiten, ausschließlich Romanen, weiterverfolgt, variiert und diversifiziert, wobei die autobiografische Grundierung, das Festhalten an einem pikaresken Verlierertypus als Helden, parodistische Milieustudien und der schwarze Humor die Grundkonstanten bleiben. Mit diesen Romanen bestätigte Treichel nach dem auch internationalen Erfolg des „Verlorenen“ seinen Ruf als „einer der wenigen wirklichen Könner“ (Tilman Krause) und wichtigsten deutschsprachigen Autoren seiner Generation. „Der Verlorene“ erschloss Treichel den Zugang zu breiten Leserkreisen und zu einer anhaltenden und überwiegend wohlwollenden Rezeption im Feuilleton.

In „Tristanakkord“ (2000) verarbeitet er seine Erfahrungen mit der Musikwelt, konkret die Zusammenarbeit mit dem Komponisten Hans Werner Henze, für den er zahlreiche Libretti geschrieben hat. Im Zentrum des Künstlerromans steht der Komponist Bergmann, in dessen Figur der Typus des erfolgreichen Großkünstlers persiflierend charakterisiert wird: ein egozentrischer Zyniker, Genuss- und Herrenmensch, dessen snobistische Selbstgewissheit den idealen Kontrast zum treichelschen gebrochenen Helden bietet. Der heißt diesmal Georg, hat ein Germanistikstudium hinter sich und erhält den Auftrag, die Memoiren des Komponisten als Lektor zu betreuen. Er begleitet seinen Auftraggeber nach New York, Schottland und Sizilien, beobachtet devot und staunend die Rituale und Persönlichkeitsinszenierungen der Musikszene, scheitert schließlich erbärmlich, als er den Auftrag bekommt, eine Hymne für ein Werk des Meisters zu schreiben, arrangiert sich letzten Endes jedoch versöhnt mit seiner Durchschnittlichkeit – desillusioniert durch seine Erfahrungen mit den Konkurrenz- und Profilierungsmechanismen des Künstlerberufs, den er zuvor verklärend als angehender Lyriker angestrebt hatte.

Der traditionelle Topos des Spannungsverhältnisses zwischen einem genialen und einem mittelmäßigen Menschen bietet einen idealen Ausgangspunkt für die Entfaltung von Treichels Sensorium für peinliche, groteske und alberne Situations- und Figurenkomik, die abermals ein genau beobachtetes Milieu karikiert.

Wie „Tristanakkord“ unterscheidet sich auch „Der irdische Amor“ (2002) durch die Betonung des ostentativ Komischen von „Der Verlorene“ und dessen tragischen Elementen. Während Georg in „Tristanakkord“ zwar als Verlierer dasteht, doch aufgrund seiner Selbstbehauptung und der Fähigkeit zur distanzierten Beobachtung eine positive Figur darstellt, ist Albert, die Zentralfigur des „Irdischen Amor“, wie es der sprechende, Albernheit assoziierende Name bereits anklingen lässt, ein durch und durch mediokrer Trottel.

Albert versagt in allen Lebensbereichen. Als Student der Kunstgeschichte widmet er sich dem Gemälde „Amor als Sieger“ von Caravaggio. Dass seine stolze Entdeckung, im Faltenwurf des Amor sei eine Vagina auszumachen, bereits zum festen „Gemeinplatz der Forschung“ gehört, symbolisiert sein

lächerliches Versagen. Das setzt sich z.B. fort, indem sich der unsportliche Intellektuelle ausgerechnet im Kampfsport versucht, vor allem aber, wie in vielen Texten Treichels, in seiner Beziehung zu Frauen. Als von Kind an durch eine „orkanartige Sehnsucht nach dem weiblichen Geschlecht“ erotisierte Mensch sucht Albert permanent die Nähe zu Frauen, sein mangelndes Selbstvertrauen, das sich – ein weiteres durchgängiges Treichel-Motiv – der Herkunft aus bedrückenden provinziellen Verhältnissen verdankt, bereitet ihm jedoch immer wieder niederschmetternde Erfahrungen. Bei allem Vertrauten führt Treichel dennoch eine neue Nuance ein, denn Albert versagt offenkundig, weil er ein anderer sein will, als er ist und als es ihm als „Fremder und Alleinreisender“ zusteht.

Die Hybris seiner Wunschvorstellungen und Selbstinszenierung steht der Umsetzung möglicher – wenn auch reduzierter – Glücksentwürfe im Wege. So scheitert Alberts Beziehung mit der resoluten – und ebenfalls mit einem sprechenden Namen versehenen – Italienerin Elena daran, dass er sich auf sich selbst und seine Fantasien kapriziert, anstatt handelnd und sozial integriert berechenbare Positionen zu beziehen. Die Kritik an dem larmoyanten, narzisstischen Träumer und geborenen Zuschauer lässt die auch in diesem Roman an vertrauten Motiven entzündete Komik auf eine fast schon böartige Weise in eine Denunzierung des Helden kippen, der „von seinem Autor regelrecht bloßgestellt“ (Martin Lüdke) wird, wobei die Zurschaustellung seiner banalen Peinlichkeiten von einer eingängigen, effektiv und handwerklich perfekt inszenierten Unterhaltsamkeit ist, der die Brüche des Grotesken, Abgründigen, psychologisch differenziert Motivierten nachgeordnet sind.

An der Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, Reflexion und Aktion, Wunschen und Realität leidet auch Stephan, Hauptfigur des Romans „Menschenflug“ (2005), in dem Treichel das Vexierspiel zwischen Autobiografie und Fiktion auf die Spitze treibt: zum einen, indem er Passagen aus Aufsätzen, Essays und Vorträgen (die in dem Band „Der Felsen, an dem ich hänge“ im selben Jahr gesammelt wurden) zum Teil wörtlich integriert, vor allem aber, weil der „Menschenflug“ einen virtuoseren Bogen zurück zu „Der Verlorene“ schlägt. Stephan nämlich ist ebenfalls der Bruder eines von seinen Eltern auf der Flucht vor der Roten Armee verlorenen Sohns – und er hat darüber ein erfolgreiches Buch geschrieben, dessen Entstehen und Rezeption Treichel im Roman thematisiert. Auslöser dafür, sich erneut mit dem Motiv des verschollenen Bruders zu befassen, war der Fund von Dokumenten nach dem Tod der Mutter und die daraus resultierende Information über das Weiterbestehen eines Suchauftrags. Entsprechend lässt Treichel seinen Stephan, der unter dem Gefühl einer Geschichtslosigkeit leidet, seinerseits nach dem verlorenen Bruder und damit den Wurzeln und Bedingungen der eigenen Herkunft forschen – gegen den Willen der Schwestern, die durch das eventuelle Auftauchen des Verlorenen erhebliche Komplikationen und Einschränkungen befürchten. Stephan findet denn auch einen Mann, welcher der Bruder sein könnte. In für eine Treichel-Figur typischer Weise belässt er es aber dabei, den Kandidaten aus der Distanz zu beobachten, und nimmt Abstand von einem unmittelbaren Kontakt und dessen unabsehbaren Konsequenzen. Ähnlich verfährt er auch mit anderen Mitmenschen und Lebensproblemen, deren zentrales die Midlife-Crisis ist. Stephan, um die 50, Verwaltungsangestellter im Mittelbau einer Universität, verheiratet, nimmt eine Auszeit vom Familienleben, um eine Lebenszwischenbilanz zu ziehen, die

ernüchternd ausfällt. Auf seine Weise ist auch er ein Verlorener, der mehr reflektiert als agiert. Symptomatisch dafür ist eine Ägyptenreise, während der Stephan, statt sich das Land anzuschauen, lieber am Hotelpool verweilt und eine Affäre mit einer dominanten Archäologin erlebt, die er jedoch bereits während des Rückflugs wieder vergisst. Dass ihm die Leichtigkeit eines befreiten „Menschenflugs“ nicht gelingen will, pointiert Treichel in einer makabren Schlusszene, in der Stephan sich nach einer Herzattacke an Bord eines Rettungshubschraubers wiederfindet, wo ihn der Erzähler ein wenig mitleidlos zurücklässt.

Die Lethargie seines Helden spiegelt sich in der Struktur des Romans wider, der Episoden, Gespräche, Beobachtungen und Überlegungen aneinanderreicht, ohne ihnen die Stringenz und Spannungsdramaturgie der Vorläuferromane geben zu können; ihre Genauigkeit und überspitzte Absurdität im Detail ist jedoch erneut von großer Kunstfertigkeit und Unterhaltsamkeit. Mit diesen Ingredienzien etabliert sich Treichels Prosa als einer der raren Fälle der Gegenwartsliteratur, in denen sich eine hochwertige Komik entfaltet – ein Grund für Treichels Beliebtheit beim Publikum. Zudem ist er einer der subtilsten Satiriker, der Sprachusancen, Verhaltens- und Denkweisen verschiedener Milieus exakt verinnerlicht hat und in ihrer Fragwürdigkeit durch karikierende Verzerrung, oft jedoch durch reines Zitieren und rhapsodisches Wiederholen kenntlich macht. Dies gilt auch für die psychische Disposition seiner Helden, die in ihrer Zerrissenheit, Unentschlossenheit und Handlungshemmung signifikante Vertreter des intellektuellen Milieus seiner Generation darstellen. Bei aller Lächerlichkeit und bisweilen abgründigen Egozentrik spricht für diese „Gehirntiere“, die „ihre Schädigkeit erkannt“ (Gerhard Henschel) haben, ein hoher Grad an Sensibilität und selbstironischer Reflektiertheit, der ihr Scheitern nachvollziehbar, bisweilen sogar sympathisch macht – und mitunter als einzige Möglichkeit erscheinen lässt, in zwar selbstbewussten, jedoch allemal fragwürdigen Milieus bestehen und die eigene Würde wahren zu können. Ihre ausgeprägte Reflexionsfähigkeit zumindest haben sie mit ihrem Schöpfer gemeinsam, dessen vordergründig einfach erscheinenden Romane eine ausgeklügelte Dramaturgie und Motiventwicklung aufweisen, die sie über den reinen Unterhaltungscharakter hinausheben.

Begleitet wird diese literarische Arbeit kontinuierlich von den theoretischen Überlegungen Treichels, die er in Sammelbänden („Über die Schrift hinaus. Essays zur Literatur“, 2000; „Der Entwurf des Autors. Frankfurter Poetikvorlesungen“, 2000; „Der Felsen, an dem ich hänge. Essays und andere Texte“, 2005) publiziert und seit 1995 am Leipziger Literaturinstitut lehrend vermittelt („Wie werde ich ein verdammt guter Schriftsteller?“, zusammen mit Josef Haslinger, 2005). Die aus der forschenden und lehrenden Tätigkeit einerseits und der eigenen literarischen Arbeit andererseits resultierenden Reibungen bezeichnet Treichel als immer neue produktive Kraft- und Motivationsquellen für das eigene Schreiben.

Zu diesem Schreiben gehört nach wie vor die Lyrik. Das dokumentiert der Band „Südraum Leipzig“ (2007), der Gedichte des letzten Jahrzehnts versammelt, die Stilelemente der Treichel'schen Lyrik aufgreifen, ohne dass eine Weiterentwicklung dieser Lyrik offenbar würde. Vielmehr ist Treichel „seinem Sound des Understatements, der Lakonie und der melancholiedurchwirkten Ironie treu geblieben“ (Peter Geist). Die Gedichte behandeln Impressionen aus

Berlin und von Reisen, das Leitmotiv der Erinnerung an die „schwarze westfälische Erde“ und die dort erlittene glücksferne Kindheit, vor allem eine Fülle unspektakulärer Alltagsbeobachtungen: „Geplätscher vom Brunnen / und mich auf der Parkbank / mit Lauschen beschäftigt / dazu meine Nachsicht / mit allem was ist“ („Rezept für einen Sommertag“). Mitunter weist allein der Zeilenumbruch die Texte als Lyrik aus: „am schönsten ist es, wenn der Lietzensee dampft, / wenn der Asphalt auf dem Kudamm weich wie / Kaugummi ist, wenn die U-Bahn nach Kreuzberg / irgendwann aufsteigt und kurz vor der / Oberbaumbrücke verglüht“. Doch Treichel wäre nicht der reflektierte (Selbst-)Analytiker, hätte er nicht Vorbehalten wie dem, seine Gedichte litten unter der „Abwesenheit jedweden Formwillens“ (Nicolai Kobus) bzw. er folge „einem poetologischen Ansatz (...), dessen Anachronismus inzwischen grell zutage tritt“ (Peter Geist), den Wind aus den Segeln genommen, indem er sein lyrisches Ich die Frage „Warum schreiben Sie eigentlich noch Gedichte?“ mit unphilologischem Understatement beantworten lässt: „Aus Spaß an der Freud“.

Der könnte auch die Initialzündung für die Erzählung „Der Papst, den ich gekannt habe“ (2007) gewesen sein, mutet diese vordergründig wie eine befreiende Versuchsanordnung an, in deren Rahmen Treichel die vertraute Disposition seiner Protagonisten gegen den Strich bürstet, ist sein Held doch diesmal wortwörtlich als ein solcher angelegt. Zumindest inszeniert sich der Ich-Erzähler als omnipotenter Weltmann, der u.a. in Rom eine Galerie betrieben hat, Entwicklungshelfer in den Pyrenäen war, Mundartforscher, Caravaggio-Experte, promovierter Literaturwissenschaftler – und von all diesen biografischen Stationen in Notizen berichtet, die sich schließlich jedoch als „Ausflüchte eines Lebensverunglückten“ (Ulrich Rüdener) entpuppen, als Lebenslügen eines Übertreibungskünstlers, der (im Übrigen offensichtlich als Insasse einer geschlossenen Anstalt) wie Frischs Gantenbein Geschichten ausprobiert. Mit denen führt Treichel *en passant* vor, „wie sich mit einfachen erzählerischen Strichen der Charakter einer Figur skizzieren lässt“ und „welche Funktion das Schreiben für Schriftsteller übernimmt“ (Uwe Wittstock).

Auf wesentlich ambitioniertere Weise thematisiert dieses Problem der Roman „Anatolin“ (2008), der Fragen nachgeht, wie Treichel sie bereits in Aufsätzen behandelt hat, vor allem jene, was es bedeutet, „wenn man sein eigenes Schreiben an der Scheidelinie entlangführt, an der sich empirisches und literarisches Ich, authentisches und erfundenes Leben berühren“ („Der Felsen, an dem ich hänge“). Vordergründig geht ein als „empirisch“ angelegter Ich-Erzähler in einer Weise auf genealogische Spurensuche, die „Anatolin“ zum abschließenden Teil einer mit „Der Verlorene“ und „Menschenflug“ gebildeten Trilogie werden lässt, indem er zu den Geburtsorten seiner Eltern reist. In der heutigen Ukraine sucht er das Dorf Bryschtsche auf, aus dem der Vater stammt, in Polen das der Mutter: Anatolin. Das Spiel mit dem Schreiben an besagter „Scheidelinie“ betreibt Treichel, indem er den Erzähler von Produktion und Rezeption zweier Bücher („Der Verlorene“ und „Menschenflug“) ebenso berichten lässt wie von Lesungen aus diesen Büchern, bei denen er sich gegen Fragen aus dem Publikum verwahrt, „ob dies alles erfunden sei“, und seinerseits fragt, warum es Lesern wichtig ist, ob Romane Tatsachen entsprechen. Die naheliegende Gegenfrage, warum ein Autor seine Stoffe nicht *in nuce* dokumentarisch oder aber offensichtlich fiktional anlegt, sondern sich jenes ominösen Ich bedient, das mit einer Deckungsgleichheit zwischen Fiktion und Empirie spielt, führt in vertrackten

Volten ins Zentrum von Erzähltheorie, angesichts derer der Plot nachrangig wird: die Erfahrung des Erzählers nämlich, dass er auch durch seine Ortstermine den Geschichten seiner Eltern nicht nahekommt und die Leerstelle, die sie hinterließen, nur durch erfundenes Leben zu füllen ist.

Resultat dieses „Fiktionsspiels in der zweiten Potenz, das vom altklugen Erzähler fortwährend kommentiert, in Vergleiche zu den früheren Romanen gesetzt und mit psychoanalytischem Basiswissen angereichert wird“, ist laut Pia Reinacher der gescheiterte „Versuch, den Familienroman literarisch zu synthetisieren“, werde doch „zu wenig erzählt“. Es droht nicht nur „auch der germanistisch sozialisierte Leser“ (Joachim Feldmann) von Treichels Meta-Erzählung überfordert zu sein, zumindest die professionelle Kritik zeigte sich mehrheitlich wenig bereit, in „Anatolin“ eines jener Bücher auszumachen, „in denen sich Identität noch als intelligente Selbstkonstruktionsshow darbietet“ und mithin die „komische Verzweiflung der Moderne“ offenbart (Jutta Person).

Im Vergleich zu „Anatolin“ wieder konventionell „erzählt“ wird im Roman „Grunewaldsee“ (2010), dessen Schauplatz Berlin und dessen mit der Wende einhergehende Veränderungen das Dilemma des Protagonisten widerspiegeln: „das Drama der geteilten Stadt war vorüber. Paul war immer auch ein wenig stolz darauf gewesen, daß er so nah an der Mauer lebte. Am Drama.“ Nicht im Drama: Paul führt ein Leben im Wartestand, ist sich des Umstands bewusst, dass es sich dabei um den ihm gemäßen Zustand handelt, und mithin ein phänotypischer Treichel-Held, der vor allem an „Der irdische Amor“ (2002) erinnert, dessen Protagonist Albert in eine Italienerin verliebt und einem Pauls ähnlichen Konflikt ausgesetzt war. Zwar kommt Paul nicht wie seine Vorgänger aus Ostwestfalen, sondern aus Gliesmarode bei Braunschweig, doch sein Elternhaus ähnelt dem anderer Treichel-Figuren: Die Eltern sind kleine Leute, die es zum Eigenheim gebracht haben, das sie mit an Verzweiflung grenzender Inbrunst pflegen. Geradezu „idyllenkrank“ sei Pauls Mutter, erklärt diesem ein Freund, womit er auch Paul charakterisiert, ist dessen Berliner Inselleben doch ebenfalls eine Idylle, die ihrerseits ein Abbild der versunkenen Bonner Republik abgibt.

Nach Berlin ist Paul zum Geschichtsstudium gekommen, wartet auf einen Referendariatsplatz und behilft sich mit Gelegenheitsjobs. Ein solcher führt ihn als „dilettierenden Deutschlehrer“ nach Málaga, wo sein maßvolles Dasein unerwarteten Schwung erfährt durch die Liebe zu einer im Gegensatz zu Paul resoluten Spanierin: „Sie schien einfach das zu machen und mit sich machen zu lassen, was ihr gefiel.“ Mit María genießt Paul die Wonnen frei ausgelebter Sexualität und einen traumhaft schönen Sommer. Das Erwachen besteht in dem Umstand, dass sie schwanger wird – allerdings nicht von Paul –, und Paul in seinen Berliner Hinterhofwartesaal zurückkehren muss, wo er auf María wartet. Es kommt zum ernüchternden Wiedersehen, das beide begreifen lässt, „daß sie aus dem Paradies vertrieben waren“; so wie Paul ahnt, dass auch die Öffnung des Landes ein Menetekel ist, er sich den Gesetzen der neuen Zeit stellen und eine Entscheidung treffen müssen, die darin bestehen kann, sich in Niedersachsen um den Fortgang seiner Laufbahn zu bemühen, und in der programmatischen Frage mündet: „Warum nicht erwachsen werden?“

Bei allen Parallelen zu früheren Romanen erweist sich „Grunewaldsee“ als Variante mit neuen Facetten: Selten hat Treichel eine Hauptfigur mit solcher Empathie gezeichnet und einen derart dichten Teppich an Motiven und

Verweisen geknüpft. Dass Pauls magischer Berliner Ort eine Insel innerhalb der Pfaueninsel ist, deren Gartenanlage die Aura des Südens heraufbeschwört und den mütterlichen Garten in Gliesmarode konterkariert, gehört zu den Symbolsystemen, die den Roman prägen. Die „Geometrie der Sehnsucht aus lauter Insel- und Wartezustands-Topoi“ lässt sich als Frucht „unauffälliger Motiv- und Symbolarbeit“ (Meike Fessmann) lesen, die Treichel als Autor „des scheinbar unscheinbaren Lebensdetails“ (Wolfgang Schneider) leistet. Helmut Böttiger freilich sah in dieser Arbeit den kalkulierten Einsatz von „einigen wenigen Grundmotiven“, die es erlauben, auf lehrbuchmäßige Weise „einen gut lesbaren zeitgenössischen Roman zu schreiben“.

Nach der „Liebesgeschichte“ „Mein Sardinien“ (2012), die den Plot von „Der irdische Amor“ und „Grunewaldsee“ variiert, indem der in Berlin lebende, über Wolfgang Koeppen promovierende Ostwestfale Hans sich in die Sardin Cristina verliebt, mit ihr in ihre Heimat zieht, wo sowohl seine Liebe als auch seine Italienaffinität desillusioniert werden, rückt Treichel einen Aspekt in den Vordergrund, der in zahlreichen seiner Romane mitschwang: die prekäre Mutterbeziehung eines lebensuntauglichen Mannes.

„Mutter Mutter Mutter“ – einem manischen Mantra gleich peinigt im Roman „Frühe Störung“ (2014) diese Stimme den Ich-Erzähler Franz: „es ist meine eigene Stimme. Aber sie spricht gegen meinen Willen“. Treichel karikiert keine in klammernder Mutterliebe von ihrem Sohn Besitz ergreifende Glücke – die „frühe Störung“ des Einzelkindes resultiert vielmehr aus einer einzigen traumatisierenden Situation: Während des gemeinsamen Mittagsschlafs in Franzens Berliner „Kindertagen“ rückte die Mutter dem Sohn regelmäßig „zu nahe auf den Leib“, eine „Ursituation des ewigen Muttersöhnchen-Daseins“ (Jochen Hieber), die eine lebenslange Beziehungsstörung zur Mutter ausgelöst hat. Allerdings ist sie aus der Sicht des sich als „Mutterkranken“ stilisierenden Betroffenen geschildert, und der ist – wie grundsätzlich Treichels Ich-Erzähler – eine unzuverlässige Instanz. Auch er stellt sich dar als kompliziert, zu Abschweifungen und Irritationen neigend, von psychiatrischem Fachpersonal „gut durchanalysiert“, sich in komplizierten Reflexionen verlierend und unfähig zu klarem Handeln.

Abermals gibt dieser Charakter Anlass zu humoristischen Episoden und Reflexionen, erzählt mittels jener unverwechselbaren Motivwiederholungen, Brüche und Satzarabesken, „die sich zuverlässig ins Absurde hineinsteigern“ (Jörg Magenau). Allerdings ist Franz noch mehr als seine geistesverwandten Vorgänger eine zweifelhafte Figur. Denn die Flucht vor der Nähe zur Mutter ist primär Flucht vor Verantwortung. Bei Franz, der mehr schlecht als recht von Aufträgen als Autor von Reiseführern lebt, während er auf das mütterliche Erbe wartet, handelt es sich um einen Narzissten, der die Mutter im Stich lässt, als sie lebensbedrohlich erkrankt. Doch sogar das eigene Versagen gibt dem sich kokett als „traurig und böse“ gerierenden Mutterhasser Anlass zu larmoyanten Selbstbespiegelungen: „Ich bekam Schuldgefühle. Immer bekam ich Schuldgefühle. Hätte sie nicht wenigstens so tun können, als würde es ihr gutgehen? War das nicht die Pflicht einer Mutter, den eigenen Sohn nicht zu beunruhigen?“

Als psychologisch fundiert und unterhaltsam wurde auch dieser Roman rezipiert, erfuhr jedoch auch eine Kritik, welche die zunehmend verhaltener ausfallende Aufnahme der letzten Bücher Treichels fortsetzt, indem etwa

bemängelt wurde, dass Treichel den Roman mit „typischen, inzwischen aber ermatteten Sujets ausstaffiert“ und „keinerlei Entwicklung kennt“ (Jochen Hieber). Dabei entpuppt sich die Anlage des Ich-Erzählers als entscheidendes Problem, weil es, wie Jörg Magenau treffend analysiert, „keinen Unterschied gibt zwischen ihm als dem späteren Erzähler seiner Geschichte und ihm als Fall, den er darstellt“. Dieses Dilemma kann man freilich auch lesen wie Angelika Overath, die zu dem Schluss kam, der „Tarnkappen-Text“ „Frühe Störung“, dessen „böse Tiefen unter einer scheinbar dahinplätschernden Oberfläche durchschimmern“, erzähle davon, „dass manches nicht zu erzählen ist“.

Primärliteratur

„Stadtansichten. Gedichte Westberliner Autoren“. Hg. zusammen mit Peter Gerlinghoff und Günter Maschuff. Berlin (Herrmann) 1977.

„Nicht ewig auch unbelehrbar. Bilder von Carl Timmer. Aus Anlaß der Ausstellung im Haus der Kirche, Berlin, vom 6. April – 12. Mai 1978 und der Ausstellung in der Galerie Orangerie, Köln, vom 27. Oktober – 30. November 1978“. Gedichte von Hans-Ulrich Treichel. Mit einer Einführung von Günter Berndt. Berlin (Edition Neue Wege) 1978.

„Ein Restposten Zukunft. Gedichte“. Berlin (Edition Neue Wege) 1979.

„Tarantella. Gedichte“. Berlin (Schmid) 1982. (= Pegasus-Reihe 16).

„Aus der Zeit des Schweigens. Neun Lieder für Arthur Rimbaud. Ein Oratorium“. Berlin (Wagner) 1984.

„Fragment ohne Ende. Eine Studie über Wolfgang Koeppen“. Heidelberg (Winter) 1984. (= Siegener Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Medienwissenschaft 54).

„Liebe Not. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1986. (= edition suhrkamp NF 373).

Wolfgang Koeppen: „Gesammelte Werke in sechs Bänden“. Hg. von Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Dagmar von Briel und Hans-Ulrich Treichel. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1986.

„Die Fremdheit der Sprache. Studien zur Literatur der Moderne“. Hg. zusammen mit Jochen C. Schütze und Dietmar Voss. Hamburg (Argument) 1988. (= Literatur im historischen Prozeß NF 23; Argument Sonderband 177).

„Seit Tagen kein Wunder. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1990. (= edition suhrkamp NF 610).

„Das verratene Meer. Musikdrama“. Musik von Hans Werner Henze. Buch von Hans-Ulrich Treichel nach dem Roman „gogo no eiko“ von Yukio Mishima. Mainz, New York (Schott) 1990.

„Von Leib und Seele. Berichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1992.

„Der einzige Gast. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1994. (= edition suhrkamp NF 904).

„Auslöschungsverfahren. Exemplarische Untersuchungen zur Literatur und Poetik der Moderne“. München (Fink) 1995.

Wolfgang Koeppen: „Einer der schreibt. Gespräche und Interviews“. Hg. von Hans-Ulrich Treichel. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1995. (= suhrkamp taschenbuch 2450).

„Venus und Adonis. Oper in einem Akt für Sänger und Tänzer“. Musik von Hans Werner Henze. Libretto von Hans-Ulrich Treichel. Mainz, New York (Schott) 1995.

„Heimatkunde oder Alles ist heiter und edel. Besichtigungen“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1996.

„Der Verlorene“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1998.

„Tristanakkord. Roman“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000.

„Der Entwurf des Autors. Frankfurter Poetikvorlesungen“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000. (= edition suhrkamp 2193).

„Über die Schrift hinaus. Essays zur Literatur“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000. (= edition suhrkamp 2144).

„Der irdische Amor. Roman“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2002.

„Wie werde ich ein verdammt guter Schriftsteller? Berichte aus der Werkstatt“. Hg. zusammen mit Josef Haslinger. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2005. (= edition suhrkamp 2395).

„Der Felsen, an dem ich hänge. Essays und andere Texte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2005. (= Bibliothek Suhrkamp 1389).

„Menschenflug. Roman“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2005.

„Südraum Leipzig. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2007.

„Der Papst, den ich gekannt habe. Erzählung“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2007.

„Anatolin. Roman“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2008.

„Liebesgedichte“. Frankfurt/M., Leipzig (Insel) 2009. (= Insel-Taschenbuch 3431).

„Grunewaldsee. Roman“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2010.

„Endlich Berliner!“. Mit 16 Farbaufnahmen des Autors. Berlin (Insel) 2011.

„Mein Sardinien. Eine Liebesgeschichte“. Hamburg (Mare) 2012.

„Frühe Störung. Roman“. Berlin (Suhrkamp) 2014.

„Tagesanbruch“. Erzählung. Berlin (Suhrkamp) 2016.

„Schöner denn je. Roman“. Berlin (Suhrkamp) 2021.

Tonträger

„Das verratene Meer. Gogo no Eiko. Version 2003/5. Musikdrama in zwei Teilen von Hans-Ulrich Treichel nach dem Roman von Yukio Mishima“. Dt. Erstaufführung in der neuen konzertanten Form. Musik: Hans Werner Henze. 2 CDs. München (Orfeo) 2009.

Oper

„Das Badener Lehrstück vom Einverständnis“. Dichtung: Bertolt Brecht. Musik: Paul Hindemith. Textbearbeitung und szenische Erweiterung von Hans-Ulrich Treichel. Musikalische Bearbeitung: David Graham. Uraufführung im Rahmen der Mürztaler Musikwerkstatt, Mürzzuschlag / Österreich, 25. 10. 1983.

„Tre Opere per Burratini“. Musik: Hans Werner Henze u.a. Uraufführung im Rahmen des 9. Cantiere Internazionale d'Arte, Montepulciano / Italien, 16. 6. 1984. Neufassung unter dem Titel „Knastgesänge. Drei Musiktheaterstücke für Puppenspieler, Sänger und Instrumentalisten. Variationen über vier Lieder von Hans Werner Henze (1984)“. Komponiert von Jörg Widmann (1995). Uraufführung: Theater Basel, 23. 3. 1996.

„Das Mädchen und das Ungeheuer. Szenen aus der Märchenwerkstatt“. Promenadenkonzert für Sänger, Schauspieler und Instrumentalisten. Uraufführung im Rahmen des 3. Jugendmusikfestes in Deutschlandsberg / Österreich, 4. 10. 1986.

„Das verratene Meer. Musikdrama in zwei Akten“. Nach dem Roman „Gogo no eiko“ von Yukio Mishima. Musik: Hans Werner Henze. Uraufführung: Deutschen Oper Berlin, 5. 5. 1990.

„Le Précepteur (Der Hofmeister)“. Nach Jakob Michael Reinhold Lenz. Musik: Michèle Reverdy. Uraufführung in französischer Sprache anlässlich der 2. Münchener Biennale 1990 am 14. 5. 1990.

„Venus und Adonis“. Musik von Hans Werner Henze. Uraufführung: Bayerische Staatsoper München, 11. 1. 1997.

„Sinfonie Nr.9 für gemischten Chor und Orchester. Dichtung auf Anna Seghers' Roman ‚Das siebte Kreuz‘ von Hans-Ulrich Treichel“. Musik von Hans Werner Henze. Uraufführung: Philharmonie, Berlin, 11. 9. 1997.

„Gogo no Eiko“ („Das Verratene Meer“, Revision 2003/05). „Musikdrama in zwei Akten“. Nach dem Roman „Gogo no eiko“ von Yukio Mishima. Musik: Hans Werner Henze. Uraufführung: Tokyo, Suntory Hall, 15. 10. 2003.

„Caligula. Oper in vier Akten“. Frei nach Albert Camus. Musik: Detlev Glanert. Uraufführung: Oper Frankfurt, 7. 10. 2006.

„Paradise“. Oper von Gerd Kühr. Text: Hans-Ulrich Treichel. Uraufführung: Oper Leipzig, 11. 7. 2021.

Sekundärliteratur

Demetz, Peter: „Trümpfe in zögernder Hand“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. 7. 1986. (Zu: „Liebe Not“).

Wallmann, Jürgen P.: „Trotz Bier und Brause bei klarem Verstand“. In: Die Welt, 4. 8. 1990. (Zu: „Seit Tagen“).

Schütz, Erhard: „Gemischte Gefühle, klarer Verstand“. In: Frankfurter Rundschau, 23. 10. 1990. (Zu: „Seit Tagen“).

Bormann, Alexander von: „Nicht nur ‚künstliche Wunden‘“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26. 10. 1990. (Zu: „Seit Tagen“).

Hieber, Jochen: „Vom Angriff der Wirklichkeit auf das Weltbild der Dichter“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. 11. 1990. (Zu: „Seit Tagen“).

- Henning, Peter:** „Irrtümer als Stationen der Wahrheit“. In: Die Weltwoche, 30.4.1992. (Zu: „Von Leib“).
- Lütkehaus, Ludger:** „Finale Neurosen“. In: Die Zeit, 8.5.1992. (Zu: „Von Leib“).
- Schweizer, Michael:** „Staubsauger und Medusa“. In: Freitag, 5.6.1992. (Zu: „Von Leib“).
- Schütz, Erhard:** „Gewissermaßen wie Zecken“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 7.6.1992. (Zu: „Von Leib“).
- Hartung, Harald:** „Die Philosophie zieht in den Garten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.6.1992. (Zu: „Von Leib“).
- Mack, Gerhard:** „Philosophin lebt aus Plastiktüten“. In: Die Welt, 25.7.1992. (Zu: „Von Leib“).
- Kosler, Hans Christian:** „Vom pathologischen Lauf der Welt“. In: Süddeutsche Zeitung, 5./6.9.1992. (Zu: „Von Leib“).
- Wapnewski, Peter:** „Spröder Irrwitz“. In: Die Weltwoche, 1.10.1992. (Zu: „Von Leib“).
- Kurth, Cornelia:** „Wo die Politik die Literatur umarmt“. In: die tageszeitung, 27.1.1993. (Zum Bremer Literaturpreis).
- Kosler, Hans Christian:** „Kein Verwehn, kein Vergehn“. In: Süddeutsche Zeitung, 31.12.1994/1.1.1995. (Zu: „Gast“).
- Jenny-Ebeling, Charitas:** „Flackern im Hirn“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8./9.1.1995. (Zu: „Gast“).
- Magenau, Jörg:** „Arbeitsansätze, die an Harndrang scheitern“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 7.4.1996. (Zu: „Heimatkunde“).
- Kraft, Thomas:** „Heimat im Laufstall“. In: Freitag, 26.4.1996.
- Auffermann, Verena:** „Neue lieblose Legenden“. In: Süddeutsche Zeitung, 27./28.4.1996. (Zu: „Heimatkunde“).
- Luchsinger, Martin:** „Sarkastische Besichtigungen“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 3.5.1996. (Zu: „Heimatkunde“).
- Schütte, Wolfram:** „Schnurriger Humorist“. In: Frankfurter Rundschau, 18.5.1996. (Zu: „Heimatkunde“).
- Plath, Jörg:** „Ein Register der Verheerungen“. In: die tageszeitung, 23.5.1996. (Zu: „Heimatkunde“).
- Overath, Angelika:** „Auch Venedig ist fürchterlich“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18.6.1996. (Zu: „Heimatkunde“).
- Schäfer, Andreas:** „In der Thomas-Bernhard-Falle“. In: Berliner Zeitung, 20.7.1996. (Zu: „Heimatkunde“).
- Schröder, Julia:** „Helden der Beobachtung“. In: Stuttgarter Zeitung, 2.8.1996. (Zu: „Heimatkunde“).
- Arend, Ingo:** „Ich ist unwahrscheinlich“. In: Freitag, 6.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Auffermann, Verena:** „Das Gespenst der Familie“. In: Süddeutsche Zeitung, 7./8.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).

- Magenau, Jörg:** „Schamjahre“. In: die tageszeitung, 20.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Hage, Volker:** „Auf der Suche nach Arnold“. In: Der Spiegel, 23.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Schulz, Gerhard:** „Das dauerhafte Grinsen im Opel Admiral“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Genazino, Wilhelm:** „Komisches Unglück“. In: Frankfurter Rundschau, 25.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Löffler, Sigrid:** „Der untote Bruder“. In: Die Zeit, 26.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Balzer, Jens:** „Flüchtling 2307“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 27.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Hagestedt, Lutz:** „Wer ist Findelkind 2307?“. In: Badische Zeitung, 31.3.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Kübler, Gunhild:** „Vermessungswahn“. In: Die Weltwoche, 2.4.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Ebel, Martin:** „Die Suche nach dem Bruder“. In: Stuttgarter Zeitung, 5.6.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Rathnow, Thomas:** „Das Phantom der Familie“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 14.6.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Feldmann, Joachim:** „Aus der Kindheit“. In: Am Erker. 1998. H.35. S.115–116. (Zu: „Der Verlorene“).
- Schmidt, Sabine:** „Der verlorene Sohn“. Interview. In: Rheinische Post, 25.9.1998. (Zu: „Der Verlorene“).
- Krätzer, Jürgen:** „Vom Blutsuppenkaspar“. In: Neue Deutsche Literatur. 1998. H.5. S.163–166. (Zu: „Der Verlorene“).
- Nuber, Achim:** „Hans-Ulrich Treichel: ‚Der Verlorene‘“. In: Passauer Pegasus. 1998. H.31/32. S.193–195.
- Grus, Michael:** „Leer- und Wanderjahre eines Schriftstellers“. In: Frankfurter Rundschau, 13.1.2000.
- twz:** „Der Poetikvorleser“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.1.2000.
- Hartwig, Ina:** „Die Lehren der Leere“. In: Frankfurter Rundschau, 11.2.2000.
- Mazenauer, Beat:** „Gebändigt Unerfüllt“. In: Freitag, 25.2.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Stickler, Jeanette:** „Der Held fährt Trittbrett“. In: Rheinischer Merkur, 25.2.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Steinfeld, Thomas:** „Pappkameraden, westwärts“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.2.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Bauer, Michael:** „Schrille Stille“. In: Süddeutsche Zeitung, 26./27.2.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Schulte, Bettina:** „Tristan aus dem Emsland“. In: Badische Zeitung, 29.2.2000. (Zu: „Tristanakkord“).

- Bielefeld, Claus-Ulrich:** „Ironie hilft immer“. In: Die Woche, 3.3.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Hartwig, Ina:** „Die Fallhöhe der Gemeinheit“. In: Frankfurter Rundschau, 4.3.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Steinert, Hajo:** „Der schüchterne Jüngling“. In: Die Zeit, 9.3.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Ebel, Martin:** „In der Komponistenumlaufbahn“. In: Stuttgarter Zeitung, 21.3.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Bartmann, Christoph:** „Großes Ego, kleines Ich“. In: Die Presse, Wien, 25.3.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Krause, Tilman:** „Erlöst vom Kunstwahn“. In: Die Welt, 25.3.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Baureithel, Ulrike:** „Student, dem Vergessen entrissen“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 26.3.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Köhler, Andrea:** „Das kulturelle Gefühl“. In: Neue Zürcher Zeitung, 1./2.4.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Umbach, Klaus:** „Pechvogel trifft Paradiesvogel“. In: Der Spiegel, 12.6.2000. (Zu: „Tristanakkord“).
- Apel, Friedmar:** „Nur keine Aufregung“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.8.2000. (Zu: „Schrift“).
- Jahn, Oliver:** „Aus dem Geist der Langeweile“. In: Die Welt, 25.11.2000. (Zu: „Entwurf“).
- Staub, Alessandra Sorbello** (Hg.): „Hans-Ulrich Treichel. Begleitheft zur Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, 12. Januar – 29. Februar 2000“. Frankfurt/M. (Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main) 2000. (= Ausstellungen zur Stiftungsgastdozentur Poetik an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main 26).
- Schaefer, Thomas:** „Armer Junge“. In: Hannoversche Allgemeine Zeitung, 24.7.2002. (Zu: „Amor“).
- Hartwig, Ina:** „Das Geschlechtsleben der Wilden“. In: Frankfurter Rundschau, 27.7.2002. (Zu: „Amor“).
- Pohl, Ronald:** „Von Falten, Fallen und Körperhaaren“. In: Der Standard, Wien, 27.7.2002. (Zu: „Amor“).
- Ebel, Martin:** „Männer aus der Tiefebene“. In: Berliner Zeitung, 29.7.2002. (Zu: „Amor“).
- Platzeck, Wolfgang:** „Die ewige Geschichte von Eros und Verzauberung“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 1.8.2002. (Zu: „Amor“).
- Maidt-Zinke, Kristina:** „Wenn du bedürftig bist, sinken deine Chancen“. In: Süddeutsche Zeitung, 6.8.2002. (Zu: „Amor“).
- Schröder, Julia:** „Der Janusköpfige“. In: Stuttgarter Zeitung, 16.8.2002. (Zu: „Amor“).

- Magenau, Jörg:** „Anekdoten machen das Leben leichter“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.8.2002. (Zu: „Amor“).
- Link, Heike:** „Albert will ein Amor sein“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 23.8.2002. (Zu: „Amor“).
- Schwering, Markus:** „Alberts heiteres Scheitern“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 24./25.8.2002. (Zu: „Amor“).
- Lüdke, Martin:** „Die Entdeckung der Anus-Vulva-Achse“. In: Die Zeit, 29.8.2002. (Zu: „Amor“).
- Bürger, Jan:** „Die Anus-Vulva-Achse“. In: Literaturen. 2002. H.9. S.54–55. (Zu: „Amor“).
- Ebel, Martin:** „Komisches Scheitern“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 20.9.2002. (Zu: „Amor“).
- Heyl, Tobias:** „Blöd vor Liebe“. In: Falter, Wien, 27.9.2002. (Zu: „Amor“).
- Jergius, Holger:** „Der Leidensdruck der Sexualität“. In: Nürnberger Zeitung, 28.9.2002. (Zu: „Amor“).
- Köhler, Andrea:** „Komödie der Triebe“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8.10.2002. (Zu: „Amor“).
- Tewinkel, Christiane:** „Rom, Knicke“. In: die tageszeitung, 19.11.2002. (Zu: „Amor“).
- Eshel, Amir:** „Die Grammatik des Verlustes. Verlorene Kinder, verlorene Zeit in Barbara Honigmanns ‚Soharas Reise‘ und in Hans-Ulrich Treichels ‚Der Verlorene‘“. In: Sander L. Gilman / Hartmut Steinecke (Hg.): Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre. Die Generation nach der Shoah. Berlin (E. Schmidt) 2002. S.59–74.
- Bartmann, Christoph:** „Wie in einem engen und falsch vernähten Anzug“. In: Die Presse, Wien, 1.2.2003. (Zu: „Amor“).
- Henschel, Gerhard:** „Emsfelde regiert. Der Erzähler Hans-Ulrich Treichel“. In: Merkur. 2003. H.4. S.344–348.
- Friedrich, Detlef:** „Borstenvieh und Schweinespeck“. In: Berliner Zeitung, 4.9.2003. (Zu: „Der Verlorene“).
- Kosler, Hans Christian:** „Die großen Illusionen und der Katzenjammer“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.10.2003. Auch in: Frankfurter Anthologie. Bd.27. Frankfurt/M. (Insel) 2004. S.240–242. (Zu dem Gedicht: „Selbstporträt, korrigiert“).
- Müller-Ebert, Johanna:** „Von einem, der auszog, das Fühlen zu lernen. Hans-Ulrich Treichel: ‚Der irdische Amor‘“. In: Eva Jaeggi und Hilde Kronberg-Gödde (Hg.): „Zwischen den Zeilen. Literarische Werke psychologisch betrachtet“. Gießen (Psychosozial Verlag) 2004. S.31–43.
- Zeyringer, Klaus:** „Pegasus im Tiefflug“. In: Der Standard, Wien, 9.7.2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Wittstock, Uwe:** „Kein Leiden, kein Laster“. In: Literarische Welt, 16.7.2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Brandt, Jan:** „Bruder, wo bist du?“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 17.7.2005. (Zu: „Menschenflug“).

- Krumbholz, Martin:** „Auf keinen Fall“. In: Neue Zürcher Zeitung, 21. 7. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Kübler, Gunhild:** „Heimat – nur eine Erfindung?“. In: Neue Zürcher Zeitung am Sonntag, 24. 7. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Ebel, Martin:** „Er schreibt wie ein Thomas Bernhard in Dur“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 30. 7. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Richter, Steffen:** „Ohne Talent geht gar nichts“. In: Literarische Welt, 30. 7. 2005. (Zu: „Wie werde ich ein verdammt guter Schriftsteller?“).
- Oehlen, Martin:** „Joggend durch die Lebenskrise“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 30./31. 7. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Dietschreit, Frank:** „Über das Verschwinden der Aura“. In: Mannheimer Morgen, 5. 8. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Schaefer, Thomas:** „Verheiratet. Abgesichert. Und sonst?“. In: Badische Zeitung, 13. 8. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Krumbholz, Martin:** „Es werde (guter) Stil“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16. 8. 2005. (Zu: „Felsen“).
- Maus, Stephan:** „König Zufall und seine Staatsstreiche“. In: Süddeutsche Zeitung, 19. 8. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Rossum, Walter van:** „Odysseus in Uelzen“. In: Die Zeit, 8. 9. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Laux, Thomas:** „Dieses lästige Herzstolpern“. In: Frankfurter Rundschau, 14. 9. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Mazenauer, Beat:** „Flug mit langem Anlauf“. In: Volltext. 2005. H.5. S.17. (Zu: „Menschenflug“).
- Kraft, Thomas:** „Spurensuche im Eigenen“. In: Stuttgarter Zeitung, 18. 10. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Reinacher, Pia:** „Findelkind Nummer 2307 darf nicht erben“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. 10. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Ebel, Martin:** „Das Leben ist Arbeit und Arbeit Zwangsarbeit“. In: Berliner Zeitung, 21. 10. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Oberembt, Gert:** „Schwermütiger Schalk“. In: Rheinischer Merkur, 27. 10. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Birkholz, Rolf:** „Westfalen, Ostwestfalen“. In: Am Erker. 2005. H.50. S.141–142. (Zu: „Felsen“).
- Hage, Volker:** „Held auf der Laufstrecke“. In: Der Spiegel, 24. 12. 2005. (Zu: „Menschenflug“).
- Agazzi, Elena:** „Die Erfindung des Autobiographischen und die Geographie des Sehns. Das Werk Hans-Ulrich Treichels“. In: dies.: „Erinnerte und rekonstruierte Geschichte. Drei Generationen deutscher Schriftsteller und die Fragen der Vergangenheit“. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2005. S.92–109. (Über das Gesamtwerk Treichels).
- Moritz, Rainer:** „Leise leidende Helden“. In: Die Presse, Wien, 28. 1. 2006. (Zu: „Menschenflug“).

- Schneider, Wolfgang:** „Anhaltende Brudersuche“. In: Literaturen. 2006. H.1/2. S.94f. (Zu: „Felsen“, „Menschenflug“).
- Hanuschek, Sven:** „Der Entronnene“. In: Frankfurter Rundschau, 8.2.2006. (Zu: „Felsen“).
- Kraft, Thomas:** „Der Ältere bin ich“. In: Freitag, 3.3.2006. (Zu: „Menschenflug“).
- Schütt, Hans-Dieter:** „Huste, reime“. In: Neues Deutschland, 22.–25.3.2007. (Zu: „Südraum Leipzig“).
- Geist, Peter:** „Wem die Zeile bricht“. In: Freitag, 23.3.2007. (Zu: „Südraum Leipzig“).
- Kobus, Nicolai:** „Melancholie in homöopathischen Dosen“. In: die tageszeitung, 14./15.4.2007. (Zu: „Südraum Leipzig“).
- Lovenberg, Felicitas von:** „Duft der Zypressen, verständlich erklärt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.4.2007. (Laudatio zum Preis der Frankfurter Anthologie).
- Pietraß, Paul:** „Treichel dichtet in die Welt hinaus“. In: Literarische Welt, 16.6.2007. (Zu: „Südraum Leipzig“).
- Schaefer, Thomas:** „Geplätscher vom Brunnen“. In: Badische Zeitung, 21.7.2007. (Zu: „Südraum Leipzig“).
- Lehmkuhl, Tobias:** „Tödliches Wollknäuel“. In: Süddeutsche Zeitung, 27.8.2007. (Zu: „Südraum Leipzig“).
- Wittstock, Uwe:** „Wer den Papst kennt“. In: Die Welt, 22.9.2007.
- Bleutge, Nico:** „„Wo ist da der Witz?““. In: Neue Zürcher Zeitung, 25.9.2007. (Zu: „Südraum Leipzig“).
- Segebrecht, Wulf:** „Und sonntags Grenzverletzung“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.9.2007. (Zu: „Südraum Leipzig“).
- Rü.: „Gescheiterter Hochstapler“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 8.10.2007. (Zu: „Der Papst“).
- Rossmann, Andreas:** „Im Fahrstuhl von Castelgandolfo“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.10.2007. (Zu: „Der Papst“).
- Schröder, Christoph:** „Lockere Verstörung“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 21.10.2007. (Zu: „Der Papst“).
- Krätzer, Jürgen:** „Quietschvergnügt im Münchhausen-Trilemma“. In: Literaturen. 2007. H.10. S.85f. (Zu: „Der Papst“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Ich und der Papst“. In: Frankfurter Rundschau, 7.11.2007.
- Halter, Martin:** „Mit Humboldt nach Haiti“. In: Badische Zeitung, 17.11.2007. (Zu: „Der Papst“).
- Moser, Samuel:** „Ich weiss, dass ich alles weiss“. In: Neue Zürcher Zeitung, 13.12.2007. (Zu: „Der Papst“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Gefühle aus zweiter Hand“. In: Badische Zeitung, 19.4.2008. (Zu: „Anatolin“).

- Schröder, Christoph:** „Die biografische Krankheit“. In: Frankfurter Rundschau, 19.5.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Unterhaltsam, aber Masche“. In: Mannheimer Morgen, 20.5.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Person, Jutta:** „Aller Kindheitshorror ist nur ein Gleichnis“. In: Süddeutsche Zeitung, 31.5./1.6.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Schaefer, Thomas:** „Mit dem Ich auf große Spurensuche“. In: Neue Osnabrücker Zeitung, 13.6.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Magenau, Jörg:** „Auf der Reise zu sich selbst“. In: die tageszeitung, 14./15.6.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Jandl, Paul:** „Von Lastenausgleich und Warthegau“. In: Neue Zürcher Zeitung, 1.7.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Magenau, Jörg:** „Wer keine Biografie hat, schreibt sich eine“. In: Stuttgarter Zeitung, 11.7.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Steinert, Hajo:** „Auf der Suche nach einem Verschollenen“. In: Literarische Welt, 19.7.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Schneider, Wolfgang:** „Lieber ein Eichhörnchen sein“. In: Literaturen. 2008. H.7/8. S.72. (Zu: „Anatolin“).
- Reinacher, Pia:** „Leben als Leerstelle“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.9.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Feldmann, Joachim:** „Der Autor als Romanheld“. In: Freitag, 24.10.2008. (Zu: „Anatolin“).
- Stopka, Katja:** „Vertriebene Erinnerung. Transgenerationale Nachwirkungen von Flucht und Vertreibung im literarischen Gedächtnis am Beispiel von Hans-Ulrich Treichels Prosa“. In: Erhard Schütz/Wolfgang Hardtwig (Hg.): Keiner kommt davon. Zeitgeschichte in der Literatur nach 1945. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2008. S.166–184.
- Schröder, Christoph:** „Die Welt ist ein Schrebergarten“. In: Frankfurter Rundschau, 15.3.2010. (Zu: „Grunewaldsee“).
- Schneider, Wolfgang:** „Hinter dem anti-niedersächsischen Schutzwall“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.3.2010. (Zu: „Grunewaldsee“).
- Böttiger, Helmut:** „Natürlich ist Sex gut“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, März 2010. (Zu: „Grunewaldsee“).
- Gutschke, Irmtraud:** „Im Wartestand“. In: Neues Deutschland, 8.4.2010. (Zu: „Grunewaldsee“).
- Feßmann, Meike:** „Auslaufgebiet des Herzens“. In: Süddeutsche Zeitung, 29.4.2010. (Zu: „Grunewaldsee“).
- Rauschelbach, Uwe:** „Die Mauer bot dem Schwächling Halt“. In: Rheinischer Merkur, 6.5.2010. (Zu: „Grunewaldsee“).
- Krause, Tilman:** „So konnte das nicht weitergehen“. In: Literarische Welt, 15.5.2010. (Zu: „Grunewaldsee“).
- Groß, Thomas:** „Lieber Grunewaldsee als Mitte“. In: Mannheimer Morgen, 19.5.2010.

Schaefer, Thomas: „Am und nicht im Drama leben“. In: Badische Zeitung, 29.5.2010. (Zu: „Grunewaldsee“).

Schwering, Markus: „Sex im Süden“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 5./6.6.2010. (Zu: „Grunewaldsee“).

Peršurić, Marina / Dudaš, Boris: „Erinnerung und Vergangenheitsbewältigung in Familienromanen der Jahrhundertwende. Uwe Timm: ‚Am Beispiel meines Bruders‘ und Hans-Ulrich Treichel: ‚Der Verlorene““. In: Zeitschrift für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft. „Ditura“. Bd.7. Oberhausen (Athena) 2010. S.97–118.

Kapczynski, Jennifer M.: „The healing arts. Hans-Ulrich Treichel’s ‚Der Verlorene““. In: Ethik der Literatur. Deutsche Autoren der Gegenwart. Hg. von Paul Michael Lützeler u.a. Göttingen (Wallstein) 2011. S.215–226.

Schöttker, Detlev: „Die Provinz des Großstädters“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.6.2012. (Zu: „Endlich Berliner!“).

igl.: „Flüchten und ankommen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.8.2012. (Zum 60. Geburtstag).

span: „Ach Italien“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.10.2012. (Zu: „Mein Sardinien“).

Maxwill, Arnold: „‚Ich werde mich nicht nach Westfalen sehnen‘. Das Schicksal biografischer Leere als Gewinn erfahren lernen. Zu den Freuden des Erzählens bei Hans-Ulrich Treichel“. In: Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung. Bd.12. Bielefeld (Aisthesis) 2012. S.447–477.

Röhling, Jürgen: „Ein Deutscher in Italien – Fremdheitserfahrung in Bildern und Images. Zur Prosa von Hans-Ulrich Treichel“. In: Medien und Interkulturalität im Deutschunterricht (DaF). Hg. von Mario de Matteis. Oberhausen (Athena) 2012. S.101–113.

Zanasi, Giusi: „Morbus biographicus. Hans-Ulrich Treichels Trilogie des Scheiterns“. In: Die fünfziger Jahre im autobiographischen Rückblick. Hg. von Günter Häntzschel, Sven Hanuschek und Ulrike Leuschner. München (edition text+kritik) 2013. (= treibhaus 9). S.236–258.

Hieber, Jochen: „Die Wildnis schweigt, die Mutter ruft“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.2.2014. (Zu: „Frühe Störung“).

Schaefer, Thomas: „Der Mutterkranke“. In: Badische Zeitung, 15.2.2014. (Zu: „Frühe Störung“).

Sternburg, Judith von: „Im ‚Muttimilieu““. In: Frankfurter Rundschau, 18.2.2014. (Zu: „Störung“).

Krause, Tilman: „Mutter ist mein Tinnitus“. In: Die Welt, 8.3.2014. (Zu: „Frühe Störung“).

Magenau, Jörg: „Jede Ferne ist eine Mutterferne“. In: Süddeutsche Zeitung, 14.3.2014. (Zu: „Frühe Störung“).

Steinmetzger, Ulrich: „Mutterkrank oder ödiputzig?“. In: Mannheimer Morgen, 27.3.2014. (Zu: „Frühe Störung“).

Scheuzger, Jürg: „Mutter und Sohn finden nie die richtige Distanz zueinander“. In: NZZ am Sonntag, Buchbeilage, 27.4.2014. (Zu: „Frühe Störung“).

- Baureithel, Ulrike:** „Unter römischen Mutterbrüsten“. In: WochenZeitung, Zürich, 19.6.2014. (Zu: „Störung“).
- Overath, Angelika:** „Muttersohn, Missbrauchskind“. In: Neue Zürcher Zeitung, 19.8.2014. (Zu: „Frühe Störung“).
- Joel, Fokke:** „Mutters Sohn, er kann nicht fliehen“. In: neues deutschland, 23.10.2014. (Zu: „Frühe Störung“).
- Ivanović, Christine:** „Inkubation – vom langen Weg der Erfahrung in die Texte oder Die Wiederkehr der Zwillingsforschung bei Ilse Aichinger und Hans-Ulrich Treichel“. In: Stephan Braese / Dominik Groß (Hg.): NS-Medizin und Öffentlichkeit. Formen der Aufarbeitung nach 1945. Frankfurt/M. u.a. (Campus) 2015. S.301–322.
- Treichel, Hans-Ulrich:** „Mit dem Herzen des Spurensuchers gesehen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.7.2015. (Zu dem Gedicht: „Im Koepen-Archiv“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Tote können gut zuhören“. In: Süddeutsche Zeitung, 23.5.2016. (Zu: „Tagesanbruch“).
- pap.: „Licht des Verlusts“. In: NZZ am Sonntag, 29.5.2016. (Zu: „Tagesanbruch“).
- Steinmetzger, Ulrich:** „Jetzt kann ich es ja sagen“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 18./19.6.2016. (Zu: „Tagesanbruch“).
- Schaefer, Thomas:** „Verlorene Seelen“. In: Neue Osnabrücker Zeitung, 25.6.2016. (Zu: „Tagesanbruch“).
- Kegel, Sandra:** „Der stumme Akkord“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.6.2016. (Zu: „Tagesanbruch“).
- Steinmetzger, Ulrich:** „Selbstgespräch am Sterbebett“. In: Mannheimer Morgen, 12.7.2016. (Zu: „Tagesanbruch“).
- Bielefeld, Claus-Ulrich:** „Im Mutterleid“. In: Die Welt, 16.7.2016. (Zu: „Tagesanbruch“).
- Gutschke, Irmtraud:** „Verlust und Verschweigen“. In: neues deutschland, 1.9.2016. (Zu: „Tagesanbruch“).
- Baackmann, Susanne:** „The Epistemology of Writing Childhood: Hans-Ulrich Treichel's ‚Der Verlorene‘“. In: The German Quarterly. 2017. H.1. S.71–84.
- Bies, Andrea:** „Die Spanien-Episode in Hans-Ulrich Treichels ‚Grunewaldsee‘“. In: Revista de filología alemana. Bd.25. 2017. S.131–144.
- Dietschreit, Frank:** „Wenn Märchen wahr werden“. In: Mannheimer Morgen, 24.6.2021. (Zu: „Schöner denn je“).
- Burgmer, Anne:** „Das Leben des anderen“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 2.7.2021. (Zu: „Schöner denn je“).
- Klute, Hilmar:** „Ironie und mittleres Elend“. In: Süddeutsche Zeitung, 8.7.2021. (Zu: „Schöner denn je“).
- Geißler, Cornelia:** „Wie es war“. In: Berliner Zeitung, 12.7.2021. (Zu: „Schöner denn je“).

Brug, Manuel: „Vom Wannsee zum Wahnsee“. In: Die Welt, 13. 7. 2021. (Zur Oper „Paradiese“ von Gerd Kühr nach Treichel).

Ernst, Michael: „Erotische Erfüllung erst im Jahr der Deutschen Einheit“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 7. 2021. (Zur Oper „Paradiese“ von Gerd Kühr nach Treichel).

Rothschild, Thomas: „Wer hier der Dumme ist“. In: Die Presse, Wien, 17. 7. 2021. (Zu: „Schöner denn je“).

Sternburg, Judith von: „Aus dem Leben eines Romanisten“. In: Frankfurter Rundschau, 20. 7. 2021. (Zu: „Schöner denn je“).

Fischer, Hans-Günter: „Ich war immer gerne Germanist“. Gespräch. In: Mannheimer Morgen, 17. 1. 2022. (Zu: „Der Verlorene“).

Kegel, Sandra: „Der Bruder, der die Flucht überlebte“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 8. 2022. (Zum 70. Geburtstag).

Erhart, Walter (Hg.): „Hans-Ulrich Treichel“. TEXT+KRITIK. 2024. H. 241. (Mit Beiträgen von Frieder von Ammon, Jan Andres, Klaus-Michel Bogdal, Christian Dawidowski, Walter Erhart, Achim Geisenhanslüke, Thorsten Jantschek, Dorothee Kimmich, Kerstin Preiwuß, Eckhard Schumacher, Hans-Ulrich Treichel, Ulrike Vedder sowie einer Auswahlbibliografie).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.05.2024

Quellenangabe: Eintrag "Hans-Ulrich Treichel" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000566>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 13.10.2024)